

Die ersten Kilometer lief es sich leicht. Der Himmel war bewölkt, zum Glück regnete es nicht, ein nicht zu kalter Oktobertag. Jan Schiller hatte ein Lied im Kopf, einen älteren Song von Snow Patrol. Außerdem hatte er die ganze Zeit Carla vor Augen, wie sie ihn am Morgen verabschiedet hatte. Sie hatte ihn geküsst, ihn liebevoll Marathonmann genannt, und ihre Augen hatten gefunktelt wie schon lange nicht mehr. Er würde ihr einen Heiratsantrag machen, nahm er sich vor, als er durch die Straßen von Köln rannte. Sie würden heiraten und endlich ein Kind bekommen, und er würde weniger arbeiten, und vielleicht würden sie ein Haus kaufen, nicht zu weit draußen, in Nippes, ja, Nippes wäre perfekt, mit einem kleinen Garten und Nachbarn, die

einem nicht zu sehr auf die Nerven gingen ...
und dann vielleicht noch ein Kind ...

Die ersten Ermüdungserscheinungen, die sich nicht mehr ignorieren ließen, hatte er in der Roonstraße, Kilometer zweiundzwanzig. Seine Knie begannen zu schmerzen, er wurde langsamer, etliche Läufer zogen leichtfüßig ihm vorbei. Die meisten sahen noch frisch aus, bemerkte Schiller neidisch. Einige trugen sogar Kostüme, als kämen sie soeben vom Karneval und als wäre ein Marathonlauf nicht mehr als ein kleiner Aufgalopp zu größeren Festivitäten.

An der Dürener Straße tauchte plötzlich Therese, die alte Hebamme, auf und rief laut seinen Namen. Sie winkte und lachte über das ganze faltige Gesicht. Neben ihr stand der alte Professor Goldman, der die Faust ballte und »forza, forza« brüllte, als wäre er ein Italiener. Schiller winkte müde zurück. Er hatte nicht

genügend trainiert, und er wurde älter. Vielleicht sollte man mit zweiundvierzig nicht mehr dem Wahnsinn nachhängen und zweiundvierzig Kilometer über knüppelhaften Asphalt rennen. Irgendwann registrierte er Schultke von der Kriminaltechnik mit ein paar Kollegen und Brasch, ja, Matthias Brasch. Der ehemalige Hauptkommissar, der sich nun als Privatdetektiv durchschlug, feuerte ihn auch irgendwo an der Strecke an, aber dessen Gesicht verschwamm ihm schon vor Augen.

Ab Kilometer fünfunddreißig wurde es die Hölle. Da war Schiller irgendwo am Hansaring. Immer wieder hob er den Blick und suchte den Dom. Wo war die verdammte Kathedrale? Wenn er am Dom war, hatte er noch einen Kilometer. Diesen Kilometer würde er noch schaffen, aufgeben würde er nicht, wenn er am Dom war, aber bis dahin ...

Seine Füße bewegten sich nur noch mechanisch, jeder Schritt auf dem harten Asphalt sandte einen dumpfen Schmerz bis in die Knie hinauf. Er war verrückt. Was wollte er sich da beweisen? Dass er noch nicht zum alten Eisen gehörte? Nein, es war sein siebter Marathonlauf durch Köln – das war Tradition, aber so schwer war es ihm noch nie gefallen.

Er versuchte, den Song von Snow Patrol zurück in seinen Kopf zu zwingen – »Run« hieß das Lied, doch irgendwie ging nichts mehr. Er nahm den heißen Tee von einer Versorgungsstation, sah das mitleidige Gesicht einer jungen Helferin und stürzte die lauwarne Flüssigkeit die Kehle hinunter.

Komm, sagte er sich, komm, Junge, quäl dich!

In seinem Kopf hämmerte es – ein hässliches Wummwumm. Sein Herz, das bis in den letzten

Winkel in seinem Schädel dröhnte. Dann drang ein anderes Geräusch in dieses monotone Wummwumm. Ein schriller Klingelton. Er geriet beinahe ins Straucheln, als er versuchte, dieses Geräusch einzuordnen. Der verdammte Dom kam einfach nicht näher, aber immerhin gelang es ihm, zwei Läufer zu überholen. Gut, er hatte seine Schwächephase überwunden. Der schrille Ton aber verstummte nicht. Dann fiel es ihm endlich ein. Sein Smartphone! Er hatte sich das Ding hinten in die schmale Tasche gesteckt. Er zog es hervor. Wahrscheinlich erwartete Carla, dass er bereits kurz vor dem Ziel war, während er Kilometer achtunddreißig entgegentaumelte. Noch vier Kilometer – wie sollte er viertausend Meter hinter sich bringen?

Das Klingeln verstummte nicht. Am liebsten hätte er das Telefon genommen und auf den Boden geschleudert. Verflucht, ja, er war